

Stellmacher, Dieter

Sprache und Sprachen in Niedersachsen

Göttingen 1981

Z 61.707-58/61#61

urn:nbn:de:bvb:12-bsb00047454-7

Die PDF-Datei kann elektronisch durchsucht werden.

Vortragsreihe der Niedersächsischen Landesregierung
zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung in Niedersachsen
herausgegeben im Auftrage des Niedersächsischen Ministerpräsidenten

HEFT 61

DIETER STELLMACHER

**Sprache und Sprachen
in Niedersachsen**



VANDENHOECK & RUPRECHT IN GÖTTINGEN

Z 61. 707 (61)

CIP-Kurztitelaufnahme der Deutschen Bibliothek

Stellmacher, Dieter:

Sprache und Sprachen in Niedersachsen / Dieter Stellmacher. — Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 1981.

(Vortragsreihe der Niedersächsischen Landesregierung zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung in Niedersachsen; H. 61)

ISBN 3-525-82827-6

NE: Niedersachsen / Landesregierung: Vortragsreihe der Niedersächsischen ...

© Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen 1981 — Printed in Germany
Ohne ausdrückliche Genehmigung des Verlages ist es nicht gestattet,
das Buch oder Teile daraus auf foto- oder akustomechanischem Wege
zu vervielfältigen. — Druck: Hubert & Co., Göttingen

bayerische
Staatsbibliothek
München

DS1/1406

SPRACHE UND SPRACHEN IN NIEDERSACHSEN

Von Prof. Dr. Dieter Stellmacher

*Vortrag gehalten auf der Vortragsveranstaltung
der Niedersächsischen Landesregierung
am 27. November 1980*

Es gibt wohl in jedem Wissenschaftsbereich Fragen, die sich einiger bis bemerkenswerter allgemeiner Aufmerksamkeit erfreuen, auf die der Fachvertreter aber nur zögernd, mitunter auch unwillig eingeht. In der Sprachwissenschaft zählen zu solchen Fragen nach meiner Erfahrung die nach der Zahl der Sprachen, die in einem bestimmten Gebiet, in einem Land oder auf der Welt vorkommen, und – damit eng verbunden – die Frage nach dem Charakter, dem Status, der Sprachen, ob es sich um „richtige“ und „selbständige“ Sprachen handelt oder „nur“ um Dialekte, Jargons u. ä. Bei der wissenschaftlichen Beschäftigung mit diesen Fragen, die eigentlich der Antwort an den allgemeininteressierten Fragesteller vorausgehen müßte, ist es, um sich nicht im Allgemeinen zu verlieren, geraten, die Betrachtungen erst einmal auf einen übersichtlichen geographisch-politischen Raum zu beschränken. Deshalb soll hier also von den Verhältnissen in Niedersachsen gesprochen werden, aber es wird zu verdeutlichen sein, daß das nicht ohne einen allgemeinen sprachwissenschaftlichen Bezugsrahmen geschehen kann, denn das Problem von „Sprache und Sprachen“ ist nicht auf unser Land beschränkt. Mehrsprachigkeit ist grundsätzlich an das Auftreten von Sprache gebunden, und sprachliche Homogenität ist nichts weiter als eine sprachwissenschaftliche Arbeitsannahme, eine sinnvolle und wohlbegründete freilich.

Daß in Niedersachsen mehr als eine Sprache gebraucht wird, ist verschiedenen Auffälligkeiten zu entnehmen. Da sind einmal sehr äußerliche Tatbestände, etwa daß manche hiesigen Kraftfahrzeuge Aufkleber („Upbacker“) mit Auf-

schriften tragen wie „Ick snack Platt“ (oder in landschaftlicher Variation: Ek sprekke, proate Platt).

Dann erscheint in vielen Zeitungen, meist einmal in der Woche, eine „plattdütsche Eck“, eine kurze, in der Regel humorvolle Betrachtung auf Niederdeutsch. Würde man aufgrund solcher Beobachtungen in Niedersachsen umfragen lassen, wer alles Platt spricht und in welchem Umfang diese Sprache beherrscht wird, dann träte eine zweite Auffälligkeit zutage, nämlich die Versicherung, daß man Platt zwar verstehe, aber weniger gut oder gar nicht sprechen könne.

Beides, die mit einem Aufkleber bekundete Sprachkompetenz und Sprachwilligkeit und die mit der hierzulande geläufigen Formel vorgenommene Einschränkung der Kompetenz auf die Verstehensfähigkeit, drückt ein Bewußtsein von sprachlicher Verschiedenheit aus, das es in dieser Weise in anderen deutschen Landschaften wohl nicht gibt. In Bayern sind nicht wenig Einheimische überrascht, wenn ihnen vorgehalten wird, sie sprächen Dialekt. Ihrem Selbstverständnis nach sprechen sie vielleicht bairisch, aber dann gilt dies als die deutsche Sprache (deshalb wird man dort auch nie zu hören bekommen, daß man Bairisch zwar nicht sprechen könne, wohl aber verstehe). Nicht selten sind Bayern „geradezu empört, wenn ein Dialektforscher kommt und ihre Sprache als etwas Sonderbares aufnehmen will“¹. Diese Reaktion bedeutet nun nicht, daß der Süddeutsche etwa glaube, es gäbe nur eine Sprache, sondern daß er selbst nur eine spreche, das Deutsche, vielleicht mit dem Zusatz „nicht so gut“, denn er weiß, daß er eine Reihe regionaler Besonderheiten des Deutschen gebraucht, die ja auch jedermann ohrenfällig sind.

Hinter diesem allen verbirgt sich ein gewichtiges sprachwissenschaftliches Problem: das der Ähnlichkeit verschiedener Sprachen sowie das des Bewußtseins von Ähnlichkeit

¹ H. Löffler, Mundart als Problem und Möglichkeit im Unterricht. In: Rheinische Vierteljahrsblätter 43 (1979), S. 344–355, hier S. 348.

und Verschiedenheit, mit anderen Worten: Umfang und Wertung sprachlicher Variation.

Kriterien der Ähnlichkeit und Verschiedenheit sind aber nur dann sinnvoll, wenn sie sich auf eine Bezugsgröße zurückführen lassen. Damit ist eine Größe, in unserer Erörterung eine Sprache, gemeint, von der konkordante und diskordante Entwicklungen abzuleiten sind. Lassen Sie mich das ein wenig verdeutlichen.

Niemand wird bestreiten, daß Englisch und Deutsch einander ähnlicher sind als beide Sprachen verglichen mit dem Finnischen. Als Hinweis auf die englisch-deutsche Ähnlichkeit und die englisch/deutsch-finnische Sprachverschiedenheit dienen die genetische Gleichheit bzw. Andersartigkeit dieser Sprachen, nicht aber Kriterien von Verstehbarkeit oder Unverständlichkeit. Man kann sich mit Deutsch in England kaum besser verständlich machen als in Finnland (hier ist natürlich nicht auf Fremdsprachenkundige Bezug genommen).

Die im Sinne von Sprachverwandtschaft auszumachende genetische Gleichheit – wir fügen dem Deutschen nunmehr das Niederdeutsche hinzu – zwischen Englisch, Hoch- und Niederdeutsch beruht also auf der Ursprungsidentität dieser Sprachen. Wir sehen uns hierzu die erste Graphik an (Seite 6).

Das Verhältnis der hier angegebenen germanischen Vokale bleibt in all den Wörtern gleich, denen im Bezugssystem (das ist das Germanische) ein identischer Ausgangsvokal zukommt. Die nichtgermanische Sprache (das Finnische) fällt hier völlig aus dem Rahmen. Für unser Thema soll daraus eine erste Erkenntnis thesenartig abgeleitet werden:

- 1. Bei den in Niedersachsen heute nebeneinander auftretenden Sprachen handelt es sich um miteinander verwandte (germanische) Sprachen.*

Die eben vorgenommene Beschränkung auf unsere Zeit ist nötig, denn bis ins 18. Jahrhundert hinein haben wir es ja im

englisch	niederdeutsch	hochdeutsch	finnisch
stone	steen	stein	kivi

⟨o⟩ [əu]	} < germanisch ai
⟨ee⟩ [e:]	
⟨ei⟩ [ae]	

germanisch ai	}	A	ae. \bar{a}	⟩ me. $\left. \begin{matrix} \bar{a} \\ \bar{\phi} \end{matrix} \right\}$	⟩ ne. [əu]
		B	and. \bar{e}	⟩ mnd. \hat{e}^2	⟩ nnd. [e:]
		C	ahd. ei	⟩ mhd. ei	⟩ nhd. [ae]

A = der englische Weg (Monophthongierung, Diphthongierung)

B = der niederdeutsche Weg (Monophthongierung)

C = der hochdeutsche Weg (Diphthongbewahrung, außer vor r, h, w und im Auslaut)

Raum Lüchow-Wustrow noch mit einer slawischen (draväno-polabischen) Sprache zu tun, die zwar dem Deutschen weniger ähnlich ist als das Englische, aber ähnlicher als das Finnische. Zum Bezugssystem müßten wir, um hier die Frage von Gleichheit und Andersartigkeit zu klären, das Indogermanische wählen.

Eine weitere Vorklärung betrifft die Sprachstatus. Jede Sprache verfügt über einen Status, der in letzter Instanz dafür verantwortlich ist, ob wir eine Sprache als Hochsprache (Standardsprache) oder Dialekt, als Fach- oder Gruppensprache zu bezeichnen haben. Das Gebietende dieser Formulierung („zu bezeichnen haben“) ist entscheidend, denn es steht nicht im Ermessen eines einzelnen, einer Sprache diesen oder jenen Status zuzuerkennen. Verantwortlich dafür ist die Sprachgemeinschaft, die einer Sprache in ihrer Geschichte einen dialektalen oder nichtdialektalen Status

zuweist. Dies geschieht jeweils in Abhängigkeit von vier Bezügen: der räumlichen Verbreitung einer Sprache, der Bindung einer Sprache an Sprechergruppen, der sprachlichen Gebrauchsweise sowie der zeitlichen Geltung und Schichtung von Sprachen. Nur bei Berücksichtigung dieser Bezüge ist eine wissenschaftlich gesicherte Bestimmung des Sprachstatus möglich und damit auch die Antwort in einer im Niederdeutschen andauernd und leidenschaftlich geführten Auseinandersetzung, ob es sich beim Plattdeutschen um eine Sprache oder einen Dialekt handele.

Ich fasse diesen Abschnitt wieder zusammen und formuliere eine weitere These:

2. Bei den in Niedersachsen heute nebeneinander auftretenden Sprachen handelt es sich um Sprachen mit unterschiedlichen Status.

Das soll nun im folgenden erläutert und begründet werden. Zu den niedersächsischen Sprachen zählt auch die deutsche Standardsprache, die sogenannte Hochsprache. Diese Sprache ist im gesamten deutschen Sprachgebiet, ausgenommen einige Sprachinseln des Deutschen, vertreten. Das wichtigste Merkmal der Standardsprache ist die Vorgabe von Sprachnormen (Kodifikationen, Standards) für die geschriebene und gesprochene Realisation dieser Sprache, die im Rechtschreib-Duden, dem Aussprache-Wörterbuch und der Duden-Grammatik niedergelegt sind und durch kultusministerielle Übereinkunft Verbindlichkeit erhalten. Sie werden zu gesetzten Normen, wodurch die Standardsprache eine weiträumige Geltung und eine Gebrauchsvielfalt erlangt, die von keiner anderen Sprache erreicht werden. Deshalb ist es eine unbedingte Notwendigkeit der Schule, die Normen der Standardsprache zu vermitteln, damit sie allen Bevölkerungsschichten verfügbar gemacht werden können. Dabei sind keine Lässigkeiten zu dulden, und die leider immer wieder festzustellende Auffassung, es mit der Befolgung gewisser Nor-

men nicht so genau zu nehmen (z. B. im orthographischen Bereich), dient in keiner Weise der sprachlichen Entwicklung der Schüler. Und daß sprachliche Kodifikation kein einmaliger, Ewigkeitsgeltung beanspruchender Akt ist, beweist schon ein Blick in die verschiedenen Duden-Auflagen seit dem „Vollständigen Orthographischen Wörterbuch der deutschen Sprache“ des Hersfelder Gymnasialdirektors Konrad Duden, das vor 100 Jahren im Bibliographischen Institut zu Leipzig erschien. Heute steht uns die 17. Auflage des „Duden“ zur Verfügung.

Ist in der geschriebenen Standardsprache eine das ganze deutsche Sprachgebiet umspannende Einigkeit weitgehend erreicht, so wird die räumliche Geltung der gesprochenen Standardsprache doch in mancher Hinsicht eingeschränkt, so daß durchaus von einer nord- und süddeutschen Variante in der Sprechweise der Standardsprache ausgegangen werden kann. Diese regionale Auflockerung ist eine Folge der geringeren Vorschriftenbindung im Gespräch, das durch eine Reihe von Umständen (wie Präsenz der Kommunikationspartner, Einwirken der Umgebung, Wandlungen in der Gesprächsstrategie usw.) bestimmt wird. Dadurch kommt es zu einer Beeinflussung der Standardsprache durch andere Sprachen des Raumes. Eine derartige Einwirkung einer Sprache auf eine andere Sprache wird als Interferenz bezeichnet. Ihr wurde immer dann wissenschaftliche Aufmerksamkeit geschenkt, wenn man Sprache nicht nur organisch oder systemisch sehen wollte; deshalb spielt die Interferenz oder Sprachmischung, um einen Ausdruck Hermann Pauls zu gebrauchen, auch keine Rolle in der organismischen Betrachtung der Sprache (etwa bei Max Müller und August Schleicher im vorigen Jahrhundert) und in der strukturalistischen Sprachwissenschaft in unserem Jahrhundert (etwa bei Louis Hjelmslev und Noam Chomsky). Aber wo Sprachenkontakte im Mittelpunkt sprachwissenschaftlicher Arbeit standen, wurde auch die Interferenz beachtet, am frühesten in der Fremd- und Lehnwortforschung. Dabei ist zwischen Interfe-

renz als Vorgang und als Ergebnis zu unterscheiden². So ist im (mündlichen) Gespräch die Einwirkung einer Sprache auf eine andere ein beinahe gesetzmäßig zu erwartender Vorgang, beobachtbar an der Durchbrechung standardsprachlicher Normen. Beim Schreiben können anderssprachige Einmischungen, sollen sie nicht besonderen Ausdruckszwecken dienen, durch das dieser Sprachtätigkeit eigene Besinnen auf die Sprachstandards abgewehrt werden.

Aus einer Gesprächsaufnahme mit einem älteren Handwerker aus der Braunschweiger Gegend soll ein Satz herausgegriffen werden, um das eben Dargestellte zu veranschaulichen. Wenn der Sprecher sagt – es geht um den alten Volksbrauch des Fahnenjagens –:

„na den jing^{ən} və^ʁ In z^ɔn valtve:ç vn dɔ: vʁdə den zo:
fi:ʁ vɔxən fɔ:^ʁ hɛ:^ʁ [...] fo: n ə:: pro:bə jərit.ŋ“³,

dann sind in dieser Äußerung als Ergebnis (intrastrataler) Interferenz zwei Sprachen miteinander verknüpft: das Standarddeutsche und der Braunschweiger Dialekt (den die Dialektgeographie zum Kernostfälischen rechnet). Die dialektalen Interferenzen lassen sich in unserem kurzen Gesprächsausschnitt an Erscheinungen der phonetischen und der lexikalischen Sprachebene beobachten: die Spirantisierung von an- und auslautendem Velarplosiv (jingen, -weech), die Verdampfung des langen *a* als dialektbezogene Phonetica und die Wortform „denn“ für das Temporaladverb ‚dann‘ als lexikalisches Dialektzeugnis.

Nun könnte eingewandt werden, daß solche Texte als Umgangssprache zu gelten haben, weil sie durch die dialektale Interferenz als normgerechte Realisation der Standardsprache ausfallen. Dazu ist zu bemerken, daß es bei der Bewertung von Sprachmischungen nicht eben weiterhilft,

² Siehe W. Sanders, Interferenz im Niederdeutschen. In: Gedenkschrift für H. Wesche. Hrsg. von W. Kramer/U. Scheuermann/D. Stellmacher. Neumünster 1979, S. 227–253, hier S. 228.

³ M. Sperlbaum, Proben deutscher Umgangssprache. Tübingen 1975 (Phonai 17), S. 74.

wenn alles, was den Normen von Dialekt und Standardsprache nicht ganz entspricht, unter dem großen Begriff „Umgangssprache“ zusammengefaßt wird. Die Umgangssprache, die dann ja auch als eine der Standardsprache, dem Dialekt und den Sondersprachen vergleichbare sprachliche Existenzform gelten soll, erhält dadurch überhaupt keine beschreibbare Gestalt mehr, weil sie nur aus Varianten, sprachlichen Möglichkeiten besteht, während eine Sprache (= Existenzform) durch das Verhältnis von Varianz und Invarianz in der Sprachstruktur bestimmt ist. Wir klammern das Problem „Umgangssprache“ deshalb erst einmal aus und bezeichnen Texte, denen die zitierte Äußerung angehört, einfach als Sprache, und zwar ohne zusätzliche Festlegungen; als Sprache, der nicht ohne weiteres eine eigene, d. h. auch berechen- und erwartbare Struktur zugeschrieben wird (denn der Sprecher realisiert z. B. nicht jeden anlautenden stimmhaften Velarplosiv als einen Reibelaut). Die je nach dem eigenen Vermögen und den Gesprächsumständen aktualisierte Sprache ist mehr oder weniger Ergebnis des Zusammentreffens von Standardsprache und Dialekt, und so gesehen erhält unser Vortragsthema „Sprache und Sprachen in Niedersachsen“ seine eigentliche Deutung. „Sprache“ ist demnach das, was in Niedersachsen geschrieben und gesprochen wird, und zwar in der landesspezifischen Weise der Mischung standardsprachlicher Normen mit niedersächsischen Dialekten. Um diese Sprache richtig zu würdigen, sind die ihr zugrundeliegenden Sprachen heranzuziehen. Die eine Sprachform, die Standardsprache, habe ich bereits behandelt, den anderen Formen wende ich mich nunmehr zu.

Zunächst zum Dialekt. Ihm widmet die Sprachwissenschaft seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ihre Aufmerksamkeit. Zeitweilig bestand die sprachwissenschaftliche neuere Germanistik fast ausschließlich aus Dialektforschung.

Es fällt auf, daß der Terminus „Dialekt“ im allgemeinen Sprachgebrauch viel verbreiteter ist als die von Justus Georg Schottel übernommene Verdeutschung „Mundart“. Aber

auch von der Sache her ist das Fremdwort genauer, führt es doch über seine Herkunft vom griechischen Verbum „dialégesthai“ auf das Miteinandersprechen, das Sichunterreden, und zwar als ein besonderes, auserlesenes Sichunterhalten, wofür man eine besondere Sprache brauchte, eine vertraute: den Dialekt. Ich trage diese ja nicht unbekannte Etymologie von „Dialekt“ deshalb hier vor, weil uns daraus eine gute Hilfe für eine umfassende sprachwissenschaftliche Definition der Sprachform „Dialekt“ erwächst. Hatte die herkömmliche Dialektologie, die sich nicht zu Unrecht vor allem als Dialektgeographie verstand, im Dialekt eine an einen kleinen Raum gebundene Sprache mit beschränkteren grammatischen und lexikalischen Ausdrucksmöglichkeiten verstanden, so rückt in der gegenwärtigen Dialektologie zunehmend eine Auffassung in den Vordergrund, die am Dialekt nicht nur regionale, sondern auch funktionale Bindungen hervorhebt und herausstellt, worin der Dialekt den anderen Sprachen kommunikativ überlegen ist. Ein Dialekt ist nicht nur – im Verhältnis zur Standardsprache – eine kleinräumigere Sprache, sondern eine, die verglichen mit dem Sprachstandard andere Aufgaben in der Kommunikation wahrnimmt. Im Anschluß an Georg Schmidt-Rohr kann hier mit dem Gegensatz von Nah- und Fernsprache gearbeitet werden. D. h., daß der Dialekt im kommunikativen Nahbereich, die Standardsprache im kommunikativen Fernbereich *vorzugsweise* eingesetzt werden. Dieses bestätigen nicht nur zahlreiche wissenschaftliche Untersuchungen, das ist zudem durch die eigene Spracherfahrung hinlänglich bekannt. Auf unser Gebiet bezogen bedeutet das, daß die niedersächsischen Dialekte des Ost- und Westfälischen sowie Nordniedersächsischen nicht nur ihre mitunter von Ort zu Ort differierende Raumbindung haben, auch nicht überall als Sprache eingesetzt werden, sondern vornehmlich dort, wo man weiß, daß der Gesprächspartner auch niederdeutsch spricht. Und dieses Wissen setzt natürlich ein Bekanntsein voraus. Eine solche Einschränkung auf den bekannten Partner wird für den Ge-

brauch der Standardsprache nicht getroffen; sie würde auch dem Wesen einer standardisierten Sprache zuwiderlaufen. Auf dieser Grundlage ergibt sich dann eine sichere Antwort auf die Frage nach dem Status des Niederdeutschen, das heute in Niedersachsen als Dialekt auftritt. Verfechter der Auffassung, die gemeinhin so formuliert wird: Plattdeutsch ist eine Sprache, kein Dialekt, übersehen, daß es für die Statuszuweisung nicht auf die Sprachstruktur ankommt, nicht auf die Ordnung der sprachlichen Substanzen und ihre Andersartigkeit, verglichen mit der Standardsprache und den oberdeutschen Dialekten. Daß Plattdeutsch eine Sprache ist, wird niemand bestreiten, solange es als Sprache funktioniert; genauso wie auch niemand bezweifeln kann, daß jedweder Dialekt eine Sprache ist. Daß freilich nicht jede Sprache den gleichen Status hat, sondern die eine einen dialektalen, die andere einen nichtdialektalen aufweist, das muß von Fall zu Fall sprachwissenschaftlich bestimmt und gelernt werden. Hierzu sind sprachgeschichtliche Kenntnisse und Einsichten in das Funktionieren von Sprachen in der Sprache vonnöten. Bevor zu diesem Funktionieren der Sprachen unseres Landes einiges auszuführen ist, soll noch eine weitere (niedersächsische) Sprachform wenigstens kurz vorgestellt werden, die der Sondersprachen, zu denen Fach- und Gruppensprachen zu rechnen sind. Hören Sie auch hier wieder einen kurzen Textausschnitt.

Ein im Oldenburgischen geborener junger Schiffbauer berichtet über seine Arbeit und gebraucht dabei das Wort „Sektionen“. Auf die Frage seines Gesprächspartners („Was ist eine Sektion?“) antwortet er so: „Das ist, das sind, ist der Zusammenbau von mehreren Platten. Die werden da ..., also kleinere Platten, die anfallen zu einer ... meinerwegen zu einer Außenhautsektion ..., da werden drei oder vier Gänge ... /also vom Schiff nach unten hin/werden die – Platten – in Gänge gesägt. Die werden da angezeichnet, da nach ... genau nach Nietlöchern und so weiter, wenn das Ding genietet worden ist, /wird zusammengemacht/, und hier .../ mit

Spanten/, ja? Und die ganzen Platten, das sind so Sektionen von zwanzig, dreißig, vierzig beziehungsweise fünfzig Tonnen, die denn so in die Bordmontage kommen“⁴.

Wenn dieser Text seinem Status nach der Fachsprache (der Schiffbauer) nahestehen soll, dann muß er Elemente enthalten, die für die fachbezogene Kommunikation typisch, ja unerlässlich sind, in der nichtfachbezogenen aber in der Regel als unangemessen und überflüssig gelten. In unserem Text ist der Fachbezug durch besondere Wörter (Fachwörter) und eigenartige Wortbedeutungen (Fachbedeutungen) gegeben; zu jenen gehören *Außenhautsektion*, *Nietlöcher*, *genietet*, *Spanten*, *Bordmontage*, zu diesen *Sektion* ‚Schiffsteil‘, *Gänge* ‚Abschnitte der Schiffsaußenhaut‘.

Nun sind Wortschatzelemente zwar die auffälligsten Kennzeichen einer Sondersprache, aber nicht die einzigen. Es gibt auch eine sondersprachliche Phonologie und Morphologie sowie eine spezifische Syntax. Daß es sich bei diesen Sprachen aber auch um Mischsprachen aus standard-sprachlichen und dialektalen Formen sowie Fach- oder Gruppenspezifika handelt, ist – weil offensichtlich – hier nicht eigens nachzuweisen. Aber das Gesamtverhältnis der Sprache und der Sprachen soll uns doch noch einmal beschäftigen, und zwar an einem Modell (siehe Seite 14).

Ich fasse nunmehr diesen Teil meiner Ausführungen mit einer weiteren These zusammen:

3. *Sprache wird aktualisiert als eine spezifische Vermischung von mehr oder weniger idealen sprachlichen Ausgangsformen, der Standardsprache, den Dialekten und Sondersprachen.*

Was folgt nun daraus für die Sprachsituation und ihre Erforschung in Niedersachsen? Ich meine dreierlei:

- I. Kenntnis oder Kennenlernen der jeder Sprache zugrundeliegenden Ausgangsformen.
- II. Einsicht in die Mischungsprozeduren der Sprache.

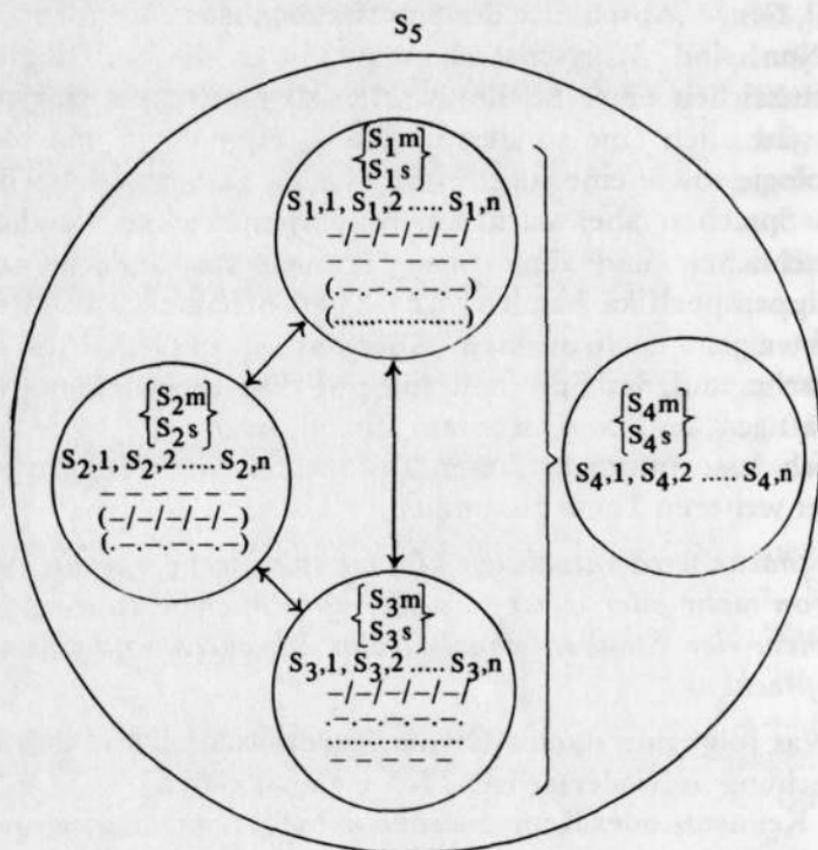
⁴ M. Sperlbaum, a.a.O., S. 35, 37.

Raum -/-/-/-/-/
 Zuordnung .-.-.-.-.-
 Geltungsweise
 Zeit - - - - -

m = mündliche Realisierung
 s = schriftliche Realisierung

Die Abkürzungen bedeuten:

- S₁ = Dialekt
- S₂ = Standardsprache
- S₃ = Sondersprache
- S₄ = sprachliche Aktionsform
- S₅ = Gesamt einer natürlichen Sprache („Nationalsprache“)



III. Überblick über die Gebrauchsweisen von Sprache und Sprachen.

I. Das allgemeine Wissen um die Existenz von Sprachen mit unterschiedlichen Status ist durch konkrete Kenntnis der Verhältnisse in einer Landschaft zu ergänzen; hierzu gehört auch die Geschichte der Sprachlandschaft.

Die Standardsprache wird in Niedersachsen im 16./17. Jahrhundert eingeführt, zunächst als Schriftsprache, später auch als Sprechsprache. Sie traf auf autochthone Sprachen, die landschaftlich z. T. auffallend voneinander unterschieden waren.

Neben den niederdeutschen Sprachen gab es das von ihnen überlagerte Friesische im Jever- und Harlingerland, dem Land Wursten, den ostfriesischen Inseln und heute noch resthaft im Saterland. Daß sich das Hochdeutsche (eine eigentliche Standardsprache war es ja zu dieser Zeit noch nicht) in Niedersachsen so schnell und gründlich durchzusetzen vermochte (als Standardsprache!), ist neben dem allgemingsgeschichtlichen Aspekt der starken politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Stellung Obersachsens, was hier nicht im einzelnen erörtert zu werden braucht, auch dem Umstand zu verdanken, daß das Meißnisch Teutsch eben eine Ausgleichssprache war, an der auch das Niederdeutsche mitgestaltet hat, so daß Luther rechtens von seiner *communissima lingua Germaniae* reden konnte⁵.

Daß diese später zur deutschen Standardsprache ausgebauten Sprachform in Niedersachsen dennoch lange als Fremdsprache empfunden wurde⁶, beruht m. E. auf drei Ursachen: Einmal im Weiterwirken des Bewußtseins der sprachlichen

⁵ Vgl. M. S. Kirch, *Der Einfluß des Niederdeutschen auf die hochdeutsche Schriftsprache*. Gießen 1952.

⁶ Vgl. hierzu eine Feststellung J. C. Fröbings, der in Verbindung mit dem Wortschatz davon spricht, daß in der deutschen Sprache in Niedersachsen eine große Zahl „undeutscher“, d. h. plattdeutscher Ausdrücke auftreten. (J. C. Fröbing, *Über einige der gewöhnlichsten Sprachfehler der Niedersachsen*. Bremen 1796, S. 15, auch S. 47).

Eigenständigkeit des Nordens, wie sie in (alt-)sächsischer und hansischer Zeit gegeben war („Sprachmythos“); zum anderen im allgemeinen Wissen um die innersprachlichen Verschiedenheiten von Nieder- und Hochdeutsch und drittens, daß es sich beim Hochdeutschen zunächst um eine Schrift- und Schreibsprache handelte, zu der der Sprachbenutzer keinen so natürlichen Zugang hat wie zur Sprechsprache.

Dieses Wissen um die sprachliche Verschiedenheit von Nieder- und Hochdeutsch, was sich in unserem Falle ja auch auf das Verhältnis von Dialekt und Standardsprache bezieht, hat in der niedersächsischen Sprachgeschichte zu einem bemerkenswerten Ergebnis geführt, das in Ihnen sicher bekannten Aussagen wie „in Hannover spreche man das beste Deutsch“ zusammengefaßt ist. So soll die Hannoversche Oper bei Ausländern sehr beliebt sein, weil man hier etwas für seine Aussprache tun könne (und wie es den zureisenden Ausländern dann vielleicht in Hannover ergangen sein mag, ist in Theodor Lessings Büchlein „Jäö oder wie ein Franzose auszog um in Hannover das ‚raanste‘ Deutsch zu lernen“ vergnüglich nachzulesen). Die Gesellschaft für deutsche Sprache in Wiesbaden berichtet von häufigen Anfragen aus dem Ausland, die Adressen von Sprachschulen in Hannover erbitten⁷, was auch damit begründet wird, daß man in der niedersächsischen Landeshauptstadt „ein schönes schriftsprachliches Deutsch (höre), vor allem ein buchstabengetreues s-p und s-t“⁸. Aber nicht nur Ausländern, auch den Niedersachsen gefällt ihr Deutsch. Von einer Zeitschrift wurde im vergangenen Jahr eine Umfrage veröffentlicht, bei der die Interviewten auf die Frage „Wie zufrieden sind Sie mit der Spra-

⁷ H.-H. Menge, „Wie zufrieden sind Sie mit der Sprache, dem Dialekt, der hier gesprochen wird?“ Zu einer Umfrage unter den Großstädten der Bundesrepublik. In: Niederdeutsches Korrespondenzblatt 87 (1980), S. 34–41, hier S. 38 f.

⁸ H. Walther, S-tolpern über s-pitze S-teine. In: Der Sprachdienst 19 (1975), S. 17 f., Zitat S. 17.

che, dem Dialekt, der (in Ihrer Stadt) gesprochen wird?“ zu antworten hatten. Danach finden sich auf den ersten sieben Plätzen, also dort, wo man mit seiner Stadtsprache am zufriedensten ist, sechs niedersächsische Städte und unter diesen vier aus dem ostfälischen Sprachraum: Göttingen, Hannover, Hildesheim, Salzgitter⁹. Für eine Erklärung dieses Ergebnisses kann der Sprachwissenschaftler wohl zweierlei heranziehen: Einmal der aus der Geschichte des Ostfälischen, und zwar des engeren Ostfalens (das ist das Städtedreieck Göttingen – Braunschweig – Hameln), seit dem 13. Jahrhundert andauernde Kontakt mit dem Mitteldeutschen. Das belegen die deutschen Urkunden dieser Zeit ebenso¹⁰ wie die ostfälischen Prosa- und Versdenkmäler seit dem Ottonianum, dem Braunschweiger Stadtrecht von 1227, und Eberhards Gandersheimer Reimchronik etwa aus der gleichen Zeit (1217). Der mitteldeutsche Einfluß auf den ostfälischen Wortschatz ist am Material des Niedersächsischen Wörterbuchs „immer wieder abzulesen“¹¹. Diese sprachliche Offenheit des niedersächsischen Südens gestaltete eine Dialektlandschaft, der vom Norden her oft Unniederdeutsches vorgeworfen wird¹². Ergebnis dieser „Grenzland-situation“ ist ein schwach entwickeltes niederdeutsches Sprachbewußtsein der Ostfalen, was bei Befragungen auch nicht verhehlt wird¹³. Ein weiteres, eventuell weniger direk-

⁹ Siehe Menge, a.a.O.

¹⁰ Dazu G. Cordes, Studien zu den ältesten ostfälischen Urkunden. In: Niederdeutsches Jahrbuch 71/73 (1948/50), S. 90–133.

¹¹ U. Scheuermann, Sprachliche Grundlagen. In: Geschichte Niedersachsens. Band I. Hildesheim 1977, S. 167–258, Zitat S. 233. Vgl. auch die grammatischen Ausführungen anhand mittelalterlicher Urkunden bei H. Tümpel, Die Mundarten des alten niedersächsischen Gebietes zwischen 1300 und 1500 nach den Urkunden dargestellt. In: PBB 7 (1880), S. 1–104.

¹² H. Wesche hat sich mit diesem Vorwurf auf der 21. Bevensentagung auseinandergesetzt (siehe das Berichtsheft der 21. Bevensentagung 1968, S. 12–33).

¹³ Dazu D. Stellmacher, Mehrsprachigkeit des Niederdeutschen – ein theoretisches oder praktisches Problem? In: Sprachkontakt und

tes Zeugnis für diesen Umstand kann man in der im Vergleich zum Nordniedersächsischen quantitativ und qualitativ bescheideneren ostfälischen Literatur der Gegenwart sehen. Zu diesen Punkten stimmen auch die Ergebnisse in der letzten Repräsentativumfrage nach dem Gebrauch des Plattdeutschen, bei der die geringsten positiven Zahlen aus den ostfälischen Regierungsbezirken ermittelt wurden. Hannover, Hildesheim und Braunschweig stehen nach dieser Umfrage am Ende der Skala, die von Osnabrück und Stade angeführt wird¹⁴.

Diese durchaus so zu bezeichnende „Mundartschwäche“ im Ostfälischen wird nun offensichtlich kompensiert durch eine bewußte Beziehung zur Standardsprache, d. h. es liegt ein Annehmen der Standardsprache als eigener Sprache vor, nicht mehr eine Wertung als Fremdsprache. Dabei hat sich der niederdeutsch-mitteldeutsche Übergangscharakter des Ostfälischen sicher förderlich ausgewirkt. Sprachsoziologisch betrachtet liegt in der ostfälischen Unterschätzung des eigenen Dialekts und der Überschätzung des Hochdeutschen wohl ein Fall von Sprachbewertung vor, der den Verhältnissen im Mitteldeutschen ähnlich ist: Wo sich Dialekt und Standard infolge sprachinterner oder -externer Entwicklung ähneln oder eng aufeinander bezogen sind, erfährt der Dialekt die geringste Wertschätzung, verkennt man seine Eigenständigkeit und ist am ehesten geneigt, im Dialekt verdorbenen Standard (oder – wie im Ostfälischen auch – verdorbenen Altdialekt, der ja einmal Standard war [im Mittelniederdeutschen], zu sehen)¹⁵.

Sprachkonflikt. Hrsg. von P. H. Nelde. Wiesbaden 1980 (ZDL-Beiheft 32), S. 383–388, bes. S. 386.

¹⁴ W. Lindow, Plattdeutsch in Niedersachsen. Ergebnisse einer repräsentativen Umfrage. In: Niederdeutsches Korrespondenzblatt 85 (1978), S. 5–8.

¹⁵ Zu dieser Frage gibt es einen sächsischen Witz: „Sächsische Touristen besuchen ein bayrisches Bauerntheater. Sie sind stark beeindruckt. Am Schluß des Stückes flüstert Frau Pietzsch ihrem Mann zu: ‚Eechendlich schade, daß mir geen Dialeggd ham!‘“ (Aus: Landschafts-

Zu den sprachlichen Ausgangsformen gehört also nicht nur die Standardsprache, sondern dazu zählen auch die anderen schon genannten sprachlichen Existenzformen, die niedersächsischen Dialekte und Sondersprachen. Sie fanden und finden ihre wissenschaftliche Bearbeitung in der Dialektologie und Sondersprachenforschung. Ich möchte darauf an dieser Stelle nicht weiter eingehen. Einiges werde ich später noch zu diesen Sprachen sagen.

Bevor ich im zweiten Hauptpunkt dieses Vortrages die sprachlichen Mischungsverfahren behandle, möchte ich einiges noch zum Kennenlernen der sprachlichen Ausgangsformen einer sprachlichen Aktionsform (der Sprache) vortragen. Damit komme ich wieder mehr in das Gebiet sprachlicher Landesforschung.

Es ist gesagt worden, daß die Standardsprache vermischt mit dialektalen und anderssprachlichen Elementen die konkrete Sprachäußerung bildet, wenn vom Sprecher die Standardsprache intendiert ist. Entsprechend wird, wenn eine dialektale Sprachform gemeint ist, mit einem Zusatz aus standardsprachlichen und anderssprachlichen Elementen zu rechnen sein. Für das Hervorbringen einer Sondersprache gilt dann standardsprachliche und dialektale Einmischung. Diese theoretische Überlegung verlangt eine Forschungsarbeit, die grundsätzlich und im Sinne einer idealen Forschungslage folgende Stufen umfaßt: In einem bestimmten Raum (einer Landschaft, einem Gebiet, einer Stadt, einem Dorf) ist jede der drei sprachlichen Existenzformen (Standardsprache, Dialekt, Sondersprachen) in beiden Realisationsformen (gesprochen, geschrieben) auf jeder Sprachenebene (phonetisch-phonologisch/graphisch-graphemisch, morphologisch, syntaktisch, lexikalisch) zu untersuchen. Z. B. kommt es bei der Standardsprache darauf an, die Realisierung der gesetzten Normen (der Kodifikationen) in

ten des deutschen Humors. Der Witz der Sachsen. Gesammelt und aufgezeichnet von M. Lewe. München 1969, S. 54).

verschiedenen Kommunikationstypen zu kontrollieren und bei ihrer Durchbrechung den Einfluß der anderen Sprachformen nachzuweisen. Bei den Kommunikationstypen handelt es sich um Gesprächsformen wie Unterhaltung, Meinungs austausch, Vortrag, Dienstleistung, um Textsorten wie Brief, Bericht, Aufsatz, Leitartikel, Vorschrift usw. Gearbeitet wird mit einer Kontrastanalyse, wobei die eine Sprachform (etwa die Standardsprache) das Bezugssystem, eine andere (etwa ein Dialekt) das Kontrastsystem bildet¹⁶. Das Verhältnis beider Systeme in den verschiedenen Äußerungsformen (Aktionsformen) sowie die Intention des Sprechers (ich spreche jetzt Platt, Hoch u. ä.) gewähren uns so etwas wie einen Einblick in das, was man Umgangssprache nennen könnte. Sie wird überhaupt am besten dadurch bestimmt, daß man darlegt, was sie nicht ist (nämlich ein ganz *bestimmtes* Mischungsprodukt aus den anderen Sprachformen), so daß auch hier – um ein Wort von Spinoza zu verwenden – die Negation die wahre Form der Affirmation ist.

Wenn es gelänge, mit solchen Arbeiten über punktuelle und der Erprobung der Methode dienende Studien, wie meiner in Osterholz-Scharmbeck, hinauszugelangen, also Reihenarbeiten in dörflichen und städtischen Gemeinschaften zu organisieren und in der oben aufgezählten Abfolge zu verwirklichen, dann käme die sprachliche Landesforschung einen mächtigen Schritt voran. Wir wüßten dann genauer, was nichtdialektales Niedersächsisch im ganzen Lande ist, welche Beziehungen es zum Standard, welche zu den Dialekten hat und wo seine Kommunikationsdomänen sind.

Faßt man die Arbeiten an den niedersächsischen Dialekten, die jetzt zu leisten sind, zusammen, dann können drei Aufgaben genannt werden:

¹⁶ Siehe das Verfahren in D. Stellmacher, Studien zur gesprochenen Sprache in Niedersachsen. Eine soziolinguistische Untersuchung. Marburg 1977.

1. Weiterführende orts- und landschaftsgrammatische Aufarbeitung Niedersachsens, bei der auch Fragen der Dialektveränderungen und der innerdialektalen Ausgleichsvorgänge zu berücksichtigen sind. Es steht zu vermuten, daß wir künftig eine großräumigere Dialektgliederung werden vornehmen können. Damit relativiert sich die geläufige Formulierung, daß man schon im Nachbarort anders spreche, eine andere Sprache habe o. ä. Was hier auffällt, sind oft nur einzelne sprachliche Besonderheiten, Schibboleths, etwa der Plural von „Kuh“ in den niedersächsischen Dialekten. Es handelt sich in solchen Fällen nicht eigentlich um andere Sprachen, weil dann ja Besonderheiten auch auf den anderen Sprachebenen festzustellen sein müßten. Übrigens vermögen großflächige Dialektgebiete viel besser als kleingekammerte ein spezifisches Dialektbewußtsein zu stiften, das Grundlage für einen Statusausbau sein kann. Ein Beispiel aus dem Niederdeutschen der Gegenwart ist dafür das auf bremisch-oldenburgischer Grundlage gestaltete Funkplatt.

2. Der räumlichen und grammatischen Untersuchung von Dialekten ist die nach dem Dialektgebrauch an die Seite zu stellen. Ich habe oben schon darauf hingewiesen, daß die Bestimmung der Sprachform „Dialekt“ nicht einlinig nach dem Raumbezug erfolgen darf. Den Status einer Sprache legt letztlich ihr Gebrauch fest. Folglich hat diese sprachliche Dimension verstärkte Aufmerksamkeit der Dialektforscher zu erhalten. Hierzu gehört auch die Frage, wie die Sprache beschaffen sein muß, die vom Dialektsprecher als Dialekt akzeptiert wird. Es ist ja nicht selten, daß der eine unter Dialekt nur eine alte kleinräumige Ortssprache versteht, ein anderer das, was sich irgendwie von der Standardsprache abhebt und das ein dritter vielleicht als Umgangssprache bezeichnen würde. In welcher Weise bei solchen Forschungen in Niedersachsen vorzugehen ist, haben die Hochschullehrer der niederdeutschen Philologie an den norddeutschen Universitäten in drei Hochschullehrergesprächen, die im Institut für niederdeutsche Sprache zu Bre-

men stattfanden, beraten und in 17 niederdeutschen Städten und Dörfern, darunter acht niedersächsischen, getestet¹⁷. 3. Bei der Aufzählung von Arbeiten an den niedersächsischen Dialekten ist das Niedersächsische Wörterbuch nicht zu vergessen. Um seinen Fortgang zu beschleunigen, hat der Wissenschaftliche Beirat dieses Unternehmens in einer Denkschrift, die in diesem Sommer dem Herrn Staatssekretär im Ministerium für Wissenschaft und Kunst übergeben worden ist, konkrete Angaben und Vorschläge unterbreitet. Nur sollte eines nicht vergessen werden: Lexikographie, insbesondere Dialektlexikographie, gehört der Sache nach zu den zeitaufwendigsten Forschungsunternehmen, wo es falsch wäre zu erwarten, daß man kurzfristig etwas Vernünftiges erarbeiten könne. Aber die Fristen dürfen auch nicht unberechenbar werden.

Die Sondersprachen hat man bisher überwiegend als Fachwortschätze behandelt, sich also nur auf eine Sprachebene bezogen. Ihre lautliche und grammatische Einbettung in eine der beiden anderen sprachlichen Existenzformen wurde mehr behauptet als exakt aufgewiesen. Hier müssen entsprechende Arbeiten einsetzen. Allerdings sollte nicht übersehen werden, daß Untersuchungen zur Syntax nur sinnvoll sind, wenn die Spezifik des Geschriebenen und Gesprochenen (also der sprachlichen Realisationsformen) angemessen in Rechnung gestellt wird. Hier gilt es, sich mit der Dialogforschung auseinanderzusetzen, gesprochene Sprache in ihrer natürlichsten Form ist ja das Zwiegespräch, das eigenen sprachstrukturellen Gesetzen folgt. Am

¹⁷ Dazu D. Stellmacher, Zur Lage des Niederdeutschen in der Gegenwart. Überlegungen zu einem Forschungsvorhaben. In: Gedenkschrift für H. Wesche. Hrsg. von W. Kramer/U. Scheuermann/D. Stellmacher. Neumünster 1979, S. 319–326. Zum aktuellen Stand siehe P. Wagener, Sprechen Sie Plattdeutsch? Hochschullehrer planen Bericht zur Lage des Niederdeutschen. In: Niederdeutsches Korrespondenzblatt 86 (1979), S. 8–11; ders., Zur Lage des Niederdeutschen. In: Ebd., S. 69 f.; ders., Viertes Bremer Hochschullehrergespräch. In: Ebd. 87 (1980), S. 6 f.

Dialog wird von sprachwissenschaftlicher Seite derzeit an verschiedenen Stellen gearbeitet, ohne daß jedoch – soweit ich sehe – hier bereits umfassendere Ergebnisse vorgewiesen werden könnten.

Soviel zu den Forschungsaufgaben. Ich wende mich nunmehr meinem zweiten Punkt zu, bei dem es um Einsichten in die Mischungsvorgänge von Sprachen geht.

II. Es ist vorhin bereits davon gesprochen worden, daß Sprachmischung zum Wesen natürlicher Sprachen gehört, genauer gesagt: Beim konkreten Sprechen/Schreiben treten unter dem ständig gegebenen Einfluß anderer Sprachen Abweichungen von der Gestalt, dem System, der intendierten Ausgangssprache (einer Existenzform) auf. Die Einwirkung einer Sprache auf eine andere berührt aber die Sprachebenen nicht in gleichem Maße. Am oberflächlichsten sind Interferenzen im lexikalischen Bereich, am nachhaltigsten solche im phonetischen Bereich. Diese Feststellung sagt zugleich etwas über die Beständigkeit sprachlicher Einwirkungen aus, auch etwas über die charakteristische Färbung von Sprachen. Das möchte ich Ihnen nunmehr ein wenig an einem Bereich verdeutlichen, dem in mehrfacher Hinsicht eine entscheidende Rolle bei der Sprachidentifizierung und -bewertung zufällt und der sprachlichen Entwicklungen gegenüber besonders resistent ist: Ich meine die Intonation, die suprasegmentale Gliederung von Äußerungen, die sich aus Merkmalen wie Sprechmelodie, Lautdauer, Pausen, Sprechtempo zusammensetzt. Intonatorische Gegebenheiten des Dialekts, der in unserer Sprachgesellschaft ja die Basissprache darstellt, verändern sich auch dann nicht, wenn andere Dialektmerkmale (z. B. bestimmte Systembeziehungen im Vokalismus und Konsonantismus, morphologische Paradigmen, spezifische Wörter) aufgegeben werden und der (alte) Dialekt abgebaut wird. Deshalb kann auch ein Standarddeutsch (eine standarddeutsche Aktionsform) mit einer typischen ostfriesischen oder südhannoverschen Intonation als ein Dialekt

des Niederdeutschen bewertet werden, wenn diese Sprache dialektal verwendet wird. Den Gegensatz Dialekt vs. Nichtdialekt wird es, weil es sich hierbei um eine grundlegende linguistische Dichotomie handelt, immer geben.

So wichtig die Intonation für die Kenntnis der gesprochenen Sprache auch ist, so schwer tat und tut sich die Sprachwissenschaft in der Erforschung intonatorischer Merkmale. Adolf Bach hat schon 1934 die Sprachwissenschaftler, besonders auch die Dialektologen, auf ihre Aufgaben in diesem Bereich verwiesen und ihn als ein Kernproblem deutscher Mundartforschung bezeichnet¹⁸. Nun hat man sich diesen Aufgaben ja nie ganz verschlossen. In Deutschland hat die von den Brüdern Zwirner begründete Phonometrie immer wieder versucht, an die „Kernprobleme deutscher Mundartforschung“ heranzukommen, aber über Versuche (etwa bei den Lautdauermessungen) ist man nicht hinausgelangt. Den Grund für diese nicht befriedigende Forschungslage vermute ich auch darin, daß man – ähnlich wie im Deutschen Sprachatlas zu Marburg – die Materialfülle nicht in den Griff bekam. Hier hat die sprachliche Landesforschung eine größere Chance, weil sie sich auf ein vergleichsweise kleineres Untersuchungsgebiet bezieht und nicht den deutschen Gesamt- raum anvisiert, so wie der Sprachatlas und das Spracharchiv. Insofern könnte die Landesforschung am ehesten über das Aufstellen von Forschungsfragen und ihre stichprobenartige Lösung (was als wissenschaftliche Leistung freilich in keiner Weise verkannt werden darf) hinwegkommen und Gesamt- fragen beantworten. Aber das ist eine verwickelte Geschichte, und ich möchte auch nicht die Möglichkeiten kleiner Landesforschungsstellen den Zentralstellen gegenüber überschätzen. Aber Beschränkung in Frageumfang und Problemlösung ist für uns der einzig gangbare Weg, er sollte dann auch ohne Wenn und Aber und ohne allzuviele Skrupel vor wissenschaftlicher Vollständigkeit und Perfektion beschrít-

¹⁸ A. Bach, Deutsche Mundartforschung. Heidelberg ²1950, S. 32.

ten werden. So will ich versuchen, den schwierigen Intona-
tionsfragen eigentlich nur mit der Untersuchung ganz einfacher
Strukturen beizukommen. Danach wären in Nieder-
sachsen zwei Fragen aus diesem Bereich zu beantworten:

1. Die Sprechgeschwindigkeit, die interdialektal, also zwi-
schen verschiedenen niedersächsischen Dialekten gemessen
wird, etwa das Heideostfälische gegenüber dem Emsländi-
schen, das Göttingisch-Grubenhagensche gegenüber dem
Ostwestfälischen. Hier brauchen wir kaum neue Aufnahmen
anzufertigen, die von meinem Amtsvorgänger im ganzen
Land durchgeführten Tonbandaufnahmen dürften hierfür
eine ausreichende Materialgrundlage abgeben. Dann wäre die
Sprechgeschwindigkeit auch interstratal, also im Vergleich
von Dialekt und Standardsprache niedersächsischer Sprecher,
zu prüfen. Hier liefert mein Korpus von Sprachaufnahmen
aus Osterholz-Scharmbeck die erforderlichen Sprachdaten
für den engeren nordniedersächsischen Raum. Methodisch
schließe ich bei diesen Arbeiten an Erfahrungen an, die an
der Tübinger Arbeitsstelle „Sprache in Südwestdeutschland“
gesammelt worden sind. Somit ergeben sich auch gute Ver-
gleichsmöglichkeiten zwischen dem Nieder- und dem Ober-
deutschen.

2. Die Sprechmelodie, die durch den Tonhöhenverlauf re-
präsentiert wird, steht in Erzähltexten (d. h. in Aussagefor-
men) zur Untersuchung an. In der Literatur wird schon seit
langem ein auffälliger norddeutsch-süddeutscher Gegensatz
in der Satzakkentuierung erwähnt¹⁹. Er besteht – kurz ge-
sagt – in dem niederdeutsch-norddeutschen Muster akzen-
tuiert/hoch vs. unakzentuiert/tief, das im Obersächsischen
und Schwäbischen genau andersherum verteilt ist: akzen-

¹⁹ O. von Essen, Melodische Bewegung der Sprechstimme in den
deutschen Mundarten. In: Forschungen und Fortschritte 16 (1940),
S. 63 f.; M. Romportl, Sprechmelodie und andere satzphonetische
Mittel in der Hochlautung. In: Wiss. Zs. d. Univers. Halle-Wittenberg.
9. Jg. (1960), S. 461–465. Zuerst wohl von E. Sievers in den „Rhyth-
misch-melodischen Studien“, 1912.

tuiert/tief vs. unakzentuiert/hoch. Das bedeutet, daß die druckstärkste Satzsilbe, der Iktus, im Norden höher als die übrigen Satzkonstituenten artikuliert wird, in der Mitte und im Süden tiefer. Es fehlt hier aber noch eine detaillierte regionale Einsicht in die Sprechmelodie in unserem Gebiet und eine Ausweitung der Messungen auf andere Textarten. Aber bevor das einmal in Angriff genommen wird, möchte ich überall in unseren Mundarten sichere und experimentell nachweisbare Ergebnisse zur niederdeutschen Sprechmelodie in einer Textform, den Erzähltexten vorweisen können. Dann wüßten wir gut Bescheid über ein konstitutives Merkmal niederdeutsch-norddeutscher Intonation, das aus dem Dialekt stammt und als Regionalismus in allen mündlichen Äußerungen norddeutscher Sprecher (auch wenn sie sich selbst nicht als Dialektsprecher bezeichnen) durchscheint. Es handelt sich dabei ebenso wie bei der Sprechgeschwindigkeit um einen klassischen Interferenzfall, werden doch dialektale Intonationsmuster in nichtdialektale Sprachformen übernommen und — weil den Sprechern nicht bewußt — auch so gut wie niemals abgelegt. Ein Dialektabbau hinsichtlich dieser Merkmale ist mir nur schwer vorstellbar.

Sind mit den vorangehenden Ausführungen zwei Gebiete des suprasegmentalen Lautbereichs erörtert worden, so möchte ich im folgenden den sprachlichen Beeinflussungen im sog. segmentalen Lautbereich nachgehen (das ist der Bereich, in dem lineare Lauteinheiten klassifiziert werden können). Dabei mag uns die Frage beschäftigen, ob die standardsprachlichen Interferenzen einen allmählichen Abbau dialektaler Lautsystematik bewirken oder ob sich die standardsprachliche Beeinflussung gleichsam in einem abrupten Sprachenwechsel äußert, bei dem bewußt von einer Sprache auf die andere umgeschaltet wird, und zwar ohne Zwischenstufen, die eine dialektnähere oder -fernere Lautung bedeuten. Letzteres ist in der mittel- und oberdeutschen Dialektforschung vielfach nachgewiesen worden, so wenn z. B. im Obersächsischen in bezug auf die Entwicklung der mittel-

hochdeutschen Kurzvokale in geschlossener Silbe die Vokale *u* *o* (in ‚Butter, Bock‘) in einer älteren Dialektform (der „reineren“) in *u* zusammenfallen (also „Butter, Buck“), in einer jüngeren (der „hochsprachlich verderbten“) aber entsprechend der Standardsprache differenziert sind²⁰. Beide Dialektformen existieren heute nebeneinander und sind nicht etwa durch einen größeren Zeitraum voneinander getrennt. Wie sieht es in dieser Frage im Niedersächsischen aus? Um das zu prüfen, sind aus der Gruppe der Dialektsprecher, die ich vor einigen Jahren in Osterholz-Scharmbeck befragt habe, zwei Altersgruppen gebildet worden. Die erste Gruppe umfaßt Sprecher der Geburtsjahrgänge zwischen 1898 und 1925, die zweite der Jahrgänge zwischen 1926 bis 1952. Gemäß der oftmals und vielerorts bewiesenen Aussage, daß Ältere besser Platt sprechen als Jüngere, d. h. im Gebrauch der niederdeutschen Sprache sicherer sind, steht die Sprache der ersten Gruppe für die ältere, die der anderen Gruppe für die jüngere Form des niederdeutschen Ortsdialekts von Osterholz-Scharmbeck. Bezogen auf den Langvokalismus ergab sich die in der Tabelle auf Seite 28 aufgeführte Verteilung zwischen beiden Gruppen und Dialektformen.

Das erlaubt zwei Schlußfolgerungen:

1. Ein fließender Übergang zwischen den Dialekten I und II und der Standardsprache ist nicht gegeben. Das Niederdeutsche ist von der Standardsprache tatsächlich durch so etwas wie eine Bruchstelle getrennt.
2. Dialekt II weist eine größere Varianz auf als der ältere Dialekt. Sie besteht in einer allgemeinen Tendenz zur Öffnung geschlossener Längen und in einer Übernahme standardsprachlicher Lautungen (bes. auffällig bei ([kɛ:zə]), so

²⁰ G. Bergmann, Sprachschichtung und Sprachwandel dargestellt an den Entwicklungen der Vokalphoneme im Gebiet um Karl-Marx-Stadt. In: Beiträge zur Soziolinguistik. Hrsg. von R. Große/A. Neubert. Halle/S. 1974, S. 84–98, bes. S. 88.

daß in dieser jüngeren Dialektform ein erheblicher Variationspielraum gegeben ist.

Mittelniederdeutsch	Dialekt der Älteren (I)	Dialekt der Jüngeren (II)	Standardsprache
â pâr	ɔ:	ɔ:	a: Paar
ô ¹ dôk	o: u: o:u	u: o:u	u: Tuch
ô ² grôt	o: o:u	o:u	o: groß
û tûn	u:	u:	ao Zaun
û mûse	y:	y:	ɔφ Mäuse
ô ¹ vôte	φ:	φ:	y: Füße
ô ² bôme	φ:	φ: ^I φ: o:	ɔφ Bäume
î tît	i:	i: ae	ae Zeit
ê ¹ kêse	e: e: ^I	e: e: ^I ε:	ε: Käse
ê ² twê	e: e: ^I	e: e: ^I ae	ae zwei
ê ³ geist	ae	ae	e: gehst
ê ⁴ knê	e: ^I	e: ^I	i: Knie

Die Tabelle weist aus, daß in beiden Dialektgruppen eine größere Realisationsbreite festzustellen ist als im (mittelniederdeutschen) Bezugssystem. Ihr Umfang läßt sich berechnen, wenn man den mittelniederdeutschen Lautwerten den Wert 1 beilegt. Die ältere Sprechergruppe hat dann einen Realisationsumfangsquotienten von 1,41, die jüngere von 1,67 – das ist schon ein auffallender Unterschied.

Dieses Ergebnis sollte jedoch nicht dazu verleiten, einen gestuften Übergang von verschiedenen Formen des Niederdeutschen zur Standardsprache ganz auszuschließen. Voraussetzung ist aber, daß man auch verschiedene Stufen des Niederdeutschen als Niederdeutsch anerkennt und mit der oft verächtlich gebrauchten Bezeichnung „Missingsch“ sparsam umgeht. Bei der sprachwissenschaftlichen Bewertung von Missingsch geht es ähnlich schwierig zu wie bei der der Umgangssprache. Diese ausgesprochene Mischform aus Hoch- und Niederdeutsch kann sowohl als Sprachform (Aktionsform) des Hoch- als auch des Niederdeutschen gewertet werden. Für die Zuweisung entscheidend ist letztlich, will man sie nicht von einem Vergleich der Auszählungen niederdeutscher und hochdeutscher Bestandteile abhängig machen, die Meinung der Sprecher, denen ich immer dann eine Schiedsrolle übertragen möchte, wenn die sprachwissenschaftliche Untersuchung nicht zu einem überzeugenden Entweder-Oder gelangt. Sprache gehört zum Sprecher und ist seinem Urteil stets unterworfen. Die Sprachwissenschaft tut gut, sich dessen immer gewärtig zu sein, vor allem, wenn es — wie in unserem dritten Abschnitt — nunmehr um die Gebrauchsweisen der Sprachen geht.

III. Ausgangspunkt für die Untersuchung sprachlicher Gebrauchsweisen soll wiederum eine Überlegung der Interferenzforschung sein, daß in einer Sprache an den Stellen besondere Anfälligkeit für anderssprachige Einflüsse besteht, an denen sich bestimmte „Lücken“ zeigen²¹. Das können grammatische und lexikalische Freiräume sein, die unzureichend oder gar nicht besetzt sind, zur Kommunikation aber benötigt werden. Das ist die Situation, in der auf lexikalischem Gebiet Fremdwortverwendung angemessen ist, weil

²¹ So E. Coseriu, Sprachliche Interferenz bei Hochgebildeten. In: Sprachliche Interferenz. Festschrift für W. Betz. Hrsg. von H. Kolb/H. Lauffer. Tübingen 1977, S. 77–100, bes. S. 92 f.

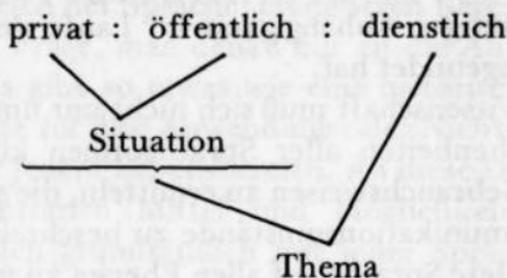
erforderlich, und hier sind auch die ersten Interferenzforschungen angesiedelt gewesen. Geht man nun von der Grundannahme aus, nicht nur die Sprachen (S_1 bis S_4) als (in mehrere Sprachebenen) gegliedert zu betrachten, sondern auch die Nationalsprache (S_5) als ein in sich gegliedertes Gesamt (der Sprachen S_1 bis S_4) aufzufassen, dann ist zu sagen, daß sich auch in dieser Gliederung Lücken bei den Gebrauchsweisen der Sprachen entdecken lassen. Diese Lücken – also das Wenig- oder Nichtgeeignetsein einer Sprache für eine bestimmte Kommunikationsaufgabe (wie des Dialekts für die intereuropäische Verständigung von Währungsspezialisten) – sind in der Geschichte der Sprache entstanden. Und die Sprachgeschichte gibt in gewisser Weise immer die Geschichte der Sprachträger wieder, durchaus auch im inneren Bereich der Sprache; im äußeren Bereich ist es ja ohnehin keine Frage, man denke nur an die Abfolge der Weltsprachen. Es gibt so etwas wie eine historische Disposition einer Sprache für ihre Anwendung oder Nichtverwendung in diesem oder jenem Lebensbereich. An diese Disposition sind die sprachinternen Mittel und Möglichkeiten gebunden. Zwar läßt sich grundsätzlich mit jeder Sprache so gut wie alles ausdrücken, Unterschiede gibt es aber hinsichtlich der Art und Weise, der Verständlichkeit, der Effizienz. So ist das gegenwärtige Niederdeutsch nicht in der Lage, das konjunktivische Präteritum beim Hilfsverb *sien/wesen* synthetisch auszudrücken, weil das mittelniederdeutsche Paradigma *he was/wêre* ‚er war/wäre‘ im Nordniedersächsischen nach dem Konjunktiv hin ausgeglichen wurde (*he weer*), so daß der Modus irrealis mit einem zusätzlichen Modalwort zu bezeichnen ist.

Geht es um redundanzarme Formulierung, wie in vielen Fachsprachen erforderlich, dann ist das Niederdeutsche heute dazu auch weniger geeignet als die Standardsprache, weil es Attribute und Modalergänzungen nicht als einfache Gliedteile oder Satzglieder bildet, sondern mit Hilfe von Nebensätzen. Dadurch werden die Äußerungen in der Regel länger

kann, ist bekannt und braucht uns hier, da es uns nur um den Regelfall geht, nicht weiter zu beschäftigen.)

Wenden wir den aus der amerikanischen Soziolinguistik stammenden Domänen-Begriff auf unsere Arbeit an, dann gilt es zunächst, die Sprachen zu bestimmen, dann die wesentlichen Domänen zu erforschen und schließlich die Beziehung zwischen beiden, Sprache(n) – Domäne(n), herzustellen.

Zu den niedersächsischen Sprachen habe ich mich bereits geäußert. Bei der Ermittlung der Domänen empfiehlt es sich, von einer grundlegenden situativ-thematischen Trichotomie auszugehen, der Spaltung unseres Lebens in eine private und eine öffentliche Existenz mit entsprechenden präferenten gesprächsthematischen Zuordnungen:



Hiermit verbunden ist eine ebenso grundlegende Sprache-Spaltung in eine Nah- und eine Fernsprache, beiden können auch sondersprachliche Aufgaben zufallen. Es ist allerdings davor zu warnen, die Funktionstypen „Nah- und Fernsprache“ einfach den sprachlichen Existenzformen „Dialekt, Standardsprache“ gleichzusetzen. Diese Praxis scheitert immer am Niederdeutschen (wie auch am Schweizerdeutschen). Zwar dient das Niederdeutsche oft als Nahsprache, aber es verfügt auch über Gebrauchsweisen, die in öffentliche Domänen hineinreichen (z. B. die niederdeutschen Rundfunksendungen, Gottesdienste und Parlamentsdebatten). Andererseits wird man Menschen, die über keine Kenntnis eines Ortsdialekts verfügen, nicht absprechen können, daß sie auch eine Nahsprache haben, die vielleicht der Standardspra-

che recht nahe steht, aber doch nicht Standardsprache ist, weil im nichtöffentlichen Sprechen die Konzentration auf die Sprachstandards geringer ist, so daß sich anderssprachige Einflüsse, denen ja jeder irgendwie ausgesetzt ist, geltend machen.

Für den Sprachenwechsel ist die Domänenkonstellation von Bedeutung. Wenn z. B. ein niederdeutsch geführtes Familiengespräch plötzlich ins Hochdeutsche umschlägt, weil man auf schulische Dinge zu sprechen kommt, dann ist der Domänenwechsel von „Familie“ (= niederdeutsche Sprache) in „Erziehung/Bildung“ (= Standardsprache) für den Sprachenwechsel verantwortlich. Das scheint auch ausschlaggebend dafür zu sein, daß Dialektsprecher mit ihren Kindern oft Hochdeutsch sprechen; dabei dringt eine Komponente der Domäne „Bildung“ in die Domäne „Familie“ ein und veranlaßt den Sprachformenwechsel²⁴.

So plausibel diese Überlegungen auch erscheinen mögen, für die praktische sprachwissenschaftliche Arbeit ergeben sich doch zahlreiche Schwierigkeiten, denn die Kommunikationsvielfalt ändert sich von Ort zu Ort. So ist das dienstliche Gespräch mit einem Bürgermeister, da der Domäne „Öffentliche Verwaltung“ angehörig, zumeist eine Angelegenheit für die Standardsprache. Handelt es sich bei den miteinander in diesem Bereich Kommunizierenden aber um alte Freunde, die sonst immer Platt miteinander sprechen, dann tritt für die Sprachwahl eine Art Güterabwägung ein: Die Domänen „Freundschaft“ und „Öffentliche Verwaltung“ werden unter Berücksichtigung des Themas gegeneinander aufgewogen. Für welche Sprache man sich schließlich entscheidet, zeigt, welche Domäne die Gesprächspartner als die dominierende ansehen, und zwar nicht nur für den Augenblick, sondern auch für ihre Beziehung zueinander. Aber die Entscheidung für eine Domäne und damit für eine Sprache ist nicht unveränderlich. Ganz bestimmte Signale, vielleicht

²⁴ K. J. Mattheier, Rheinisch und Hochdeutsch im westdeutschen Karneval. In: Rheinisches Jahrbuch für Volkskunde 23, S. 71–84, bes. S. 75.

thematischer Art, vermögen im Laufe des Gesprächs einen Sprachenwechsel herbeizuführen.

Ich möchte diese theoretischen Ausführungen auf ein Beispiel beziehen, das in den letzten Monaten über eine dpa-Meldung durch die deutsche Presse gegangen ist²⁵. Es geht um einen 40jährigen Ostfriesen, der nur sein heimatliches Platt spricht und dem das Verkehrsamt den Führerschein (Klasse III) verweigert, weil er des Hochdeutschen nicht mächtig sei. Alle Kommentatoren dieses Vorgangs sind sich einig in einer gehörigen Behördenschelte, ja in Empörung über Ämterarroganz und Bürgerferne. Aus der Sicht des Sprachwissenschaftlers ist hierzu festzuhalten, daß wir es in diesem Fall mit der Frage eines situationsgerechten Sprachverhaltens zu tun haben. Wird hier nicht gegen anerkannte Verhaltensregeln verstoßen, die ja nicht ein einzelner in freier Willkür aufstellt und die ein einzelner deshalb auch nicht sanktionslos übertreten kann? Einiges spricht schon dafür, diese Frage in diesem Sinne zu beantworten. Die von dem Vorgang berührte Domäne ist ein Bereich öffentlicher Verwaltung, die im Grundsatz nur funktionieren kann, wenn sie sich einer dafür geeigneten Sprache bedient. Die Substanz für diese Sprache hält in unserer Zeit die sprachliche Existenzform „Standardsprache“ bereit, also eine Sprache, deren Elemente auch für diesen Zweck von der Gesellschaft standardisiert worden sind und in die man jeden Bürger unseres Landes über die allgemeine Schulpflicht einführt. Die Schule hat mit den standardsprachlichen Kodifikationen vertraut zu machen, aber auch die Einsicht in das nationalsprachliche Sprachen-Gesamt zu fördern, das Verständnis, daß es neben der Standardsprache noch andere Landessprachen gibt, die alle ihre Berechtigung

²⁵ Mir ist diese Meldung mit und ohne Kommentar begegnet: Süddeutsche Zeitung vom 23./24. 8. 1980; Die Zeit Nr. 38/1980; Der Sprachdienst 11/1980; Quickborn 4/1980; 1/1981; berichtet wurde über sie auch im Morgenbeitrag „Hör mal'n beten to“ des NDR II vom 12. 11. 1980.

und ihren Platz im Leben der Menschen haben, und zwar solange man ihrer bedarf. Es dürfte hierzulande keinen Deutschlehrer geben, der die niedersächsischen Sprachen nicht kennt, also niemanden, der nicht einiges vom Niederdeutschen weiß. In unserem Fall haben sich beide Seiten nicht situations- und partnergerecht verhalten, vielleicht waren sie dazu auch nicht recht in der Lage. Der Antragsteller sollte wissen, daß zu einer öffentlichen Sache eine öffentliche Sprache gehört. Erfüllt seine (Haupt-)Sprache nicht mehr alle öffentlichen Funktionen (ich weiß nicht, ob der Führerscheinbewerber auch verlangt hat, daß die amtlichen Prüfbogen in ostfriesischem Platt abgefaßt sind), dann muß er sich auf die Sprache einstellen, die dafür eingerichtet ist. Aber auch die Behörde hat sich unbeweglich erwiesen. Ich habe oben dargestellt, daß in der natürlichen Kommunikation ein Domänen- und Sprachenwechsel nichts Ungewöhnliches ist, eher den Regelfall bildet. So kann die Domäne „Öffentliche Verwaltung“ durch Landschaftsbrauch, etwa daß dem Landschaftsdialekt eine Stellung zukommt, die in fernsprachliche Bereiche hineinreicht, derart beeinflußt werden, daß die Formel Öffentliche Verwaltung = Standardsprache nicht ohne weiteres gilt. Am vernünftigsten hätte sich die Angelegenheit gelöst, wenn das Amt dem Antragsteller, vielleicht nur in einigen Gesprächsphasen, im Dialekt geantwortet hätte. Hätte das niemand gekonnt, aber der Antragsteller das Bemühen erkannt, dann wäre er seinerseits eventuell dem Amt entgegengekommen, sofern er sozial zu handeln in der Lage ist. Objektives Nichtverstehen der jeweils anderen Sprache kann ernsthaft hier doch nicht angenommen werden. Daß aus der ganzen Angelegenheit ein Fall wurde, über den man überregional belustigt-empört berichtet, ist wohl vor allem dem Umstand zuzuschreiben, daß hier von psychiatrischen Untersuchungen und Prüfungen des logischen Denkens (beim Dialektsprecher) die Rede ist. Solche Examina sind hinsichtlich natürlichen Sprachgebrauchs durchaus unangebracht. Allerdings gibt es eine Einschränkung: Liegt ein extremer

Fall von Verhaltensbruch vor, derzufolge die Domänenbindung von Sprache nicht erkannt wird, dann ist eine Behandlung angezeigt, erweist sich der Betreffende doch in hohem Grade unsozial.

Zu Anfang meiner Ausführungen habe ich von Fragen gesprochen, die allgemein interessieren, aber von der zuständigen Wissenschaft nur selten eindeutig beantwortet werden. Nunmehr hoffe ich, daß es deutlich geworden ist, daß es mehrere niedersächsische Sprachen gibt: die sprachlichen Existenzformen, wie die niedersächsische Variante der gesprochenen Sprache, die Gesamtheit der hiesigen Dialekte, einschlägige Sondersprachen. Jede dieser Sprachformen verfügt über Typika, die usuelle Geltung haben, und über Varianten, die okkasionell verwendet werden. Diese Sprachen werden immer wieder neu in Sprache umgesetzt, gehen dabei bestimmte Verbindungen ein, werden aber doch von den Sprechern als Standardsprache, Dialekt oder Sondersprache bezeichnet. Zwischen der allgemeinen und der wissenschaftlichen Statuszuweisung kann es zu Unterschieden kommen. Das ist im allgemeinen nicht schlimm, wird nur dann problematisch, wenn die Statuszuweisung allen gesicherten Kriterien für eine solche Bestimmung widerspricht; so etwas wäre der Fall, wenn der zitierte Ostfrieße auf seinem Sprachgebrauch vor dem Amt mit dem Hinweis bestünde, seine Sprache sei auch eine Standardsprache.

Alle niedersächsischen Sprachen sollten einen festen Platz im Mutterspracheunterricht haben, um die Schüler auf das vielfältige Sprachleben vorzubereiten. Wer nun meint, daß diese Empfehlung nur eine modische Bemerkung sei, mit der man wieder einmal die Schule traktieren wolle, dem sei ein Hinweis Fabian Frangks aus dem Jahre 1531 ans Herz gelegt: „Nuetzlich und gut ists einem jdlichen/vieler Landsprachen mit jren misbreuchen zuwissen“²⁶.

²⁶ Aus: J. Müller, Quellenschriften und Geschichte des deutschsprachlichen Unterrichtes bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts (Nachdruck Hildesheim/New York 1969, S. 94).

VORTRAGSREIHE

der Niedersächsischen Landesregierung zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung
in Niedersachsen, herausgegeben im Auftrage des Niedersächsischen Ministerpräsidenten

- Heft 1/2 **Ansprache
des Niedersächsischen
Ministerpräsidenten
Heinrich Hellwege**
GERHARD HESS
Auftrag und Verantwortung
des Forschers
FRITZ GUMMERT
Der Einfluß von Wissenschaft
und Technik auf die Unter-
nehmen
- Heft 3 **JULIUS BARTELS**
Das Internationale
Geophysikalische Jahr
- Heft 4 **WOLFGANG KAYSER**
Wilhelm Buschs
grotesker Humor. *Mit 4 Abb.*
- Heft 5 **WILLY OElsen**
Die Natur- und Geisteswissen-
schaften und die Lehre der
technischen Fächer an den
Technischen Hochschulen
- Heft 6 **GERHARD JOppICH**
Der Kampf
gegen die Kinderlähmung
Mit 5 Abb.
- Heft 7 **OTTO KIENZLE**
Gedanken zur Automatisierung
in der Industrie. *Mit 6 Abb.*
- Heft 8 **MAX KOHLER**
Geometrie und Erfahrung
- Heft 9 **RICHARD NÜRNBERGER**
Machteroberung und Macht-
behauptung in den kommuni-
stischen Revolutionen
- Heft 10 **FRITZ SCHÖNBERG**
Biologische Wertigkeit und
hygienische Gewinnung der
von Tieren stammenden
Lebensmittel
- Heft 13 **HERMANN HEIMPEL**
Über Geschichte
und Geschichtswissenschaft
in unserer Zeit
- Heft 16 **EDUARD JUSTI**
Die zukünftige Energie-
versorgung der Menschheit
- Heft 18 **GEORG RICHARD SCHULTZE**
Aufgaben und Probleme
der Erdölforschung
- Heft 20 **HANS KROEPELIN**
Neue Einblicke in ein Problem
der chemischen Technik
Mit 10 Abb.
- Heft 22 **HANS BROCKMANN**
Wege zu einer Chemotherapie
des Krebses
Mit 4 S. Kunstdr.
- Heft 23 **HANS BECHER**
Yanonámi
Mit 16 S. Kunstdr.
- Heft 24 **KURT WAGENER**
Das medizinische Problem des
Virus im Lichte neuerer
Erkenntnisse
- Heft 25 **WOLF-HARTMUT FRIEDRICH**
Menanders Komödie
„Der Misanthrop“
Mit 2 Kunstdrucktaf.
- Heft 26 **MAX WITT**
Ernährungssicherung als Auf-
gabe der Industriegesellschaft
- Heft 28 **WALTER HENSEN**
Lehren für Wissenschaft
und Praxis
aus der Nordsee-Sturmflut
am 16./17. Februar 1962
- Heft 29 **ALBERT DIETRICH**
Islam und Abendland
- Heft 30 **HEINZ KIRCHHOFF**
Bevölkerungspolitik
und Geburtenregelung
- Heft 31 **ALBRECHT SCHÖNE**
Zur politischen Lyrik
im 20. Jahrhundert
- Heft 32 **OTTO LUTZ**
Antriebsfragen
der Luft- und Raumfahrt
- Heft 33 **GEORG ERLER**
Die Krise der europäischen
Gemeinschaften — Euro-
päischer Bundesstaat oder
Europa der Vaterländer?

VANDENHOECK & RUPRECHT IN GÖTTINGEN UND ZÜRICH